

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 227.

Mittwoch, 29. September.

(1915.)

(1. Fortsetzung.)

S. M. S. Grille!

(Nachdruck verboten.)

Copyright 1915 by Carl Duncker, Berlin. *)

Roman von Otto Elster.

„Na, sehen Sie, liebe gnädige Frau“, sagte Reithardt nach einer Weile, „auf Ihr Teil würden etwa 250 Mk. fallen. Das ist eine Kleinigkeit für Sie, und dafür erhalten Sie einen guten, fahrbaren Weg zur Bahn und laufen nicht Gefahr, daß Ihre Pferde die Beine brechen oder Ihre Wagen die Räder.“

„Sie haben recht, lieber Freund. Ich beteilige mich also und danke Ihnen für Ihre Bemühung.“

„Bitte — keine Ursache“, entgegnete er lachend. „Es ist ja mein eigenes Interesse. Haben Sie denn Ihr Geld gut hereingekriegt?“

Eine Weile unterhielten sie sich von landwirtschaftlichen Dingen, bis lautes Hundegebell ihr Gespräch unterbrach und ein Wagen in raschem Trabe auf den Hof fuhr.

„Aha, das gnädige Fräulein kommt zurück“, sagte Reithardt lächelnd. „Da will ich mich nur rasch empfehlen.“

„Wollen Sie Wera nicht guten Tag sagen und unseren Gast begrüßen?“

„Sagen Sie mal — aber im Vertrauen — woher stammt eigentlich dieses Fräulein Schuhmacher . . . so heißt sie ja wohl?“

Der Hochmut seines Wesens trat in dieser Frage deutlich zutage. Es zuckte ironisch um seinen Mund. Frau von Haidbrink geriet in eine gelinde Verlegenheit.

„Fräulein Schuhmacher entstammt einer guten bürgerlichen Familie; ihr Vater war Arzt.“

„So — hm — das geht ja noch an.“

„Verzeihen Sie — ich muß der jungen Dame wohl entgegengehen“, meinte die Baronin.

„Ja — gehen Sie nur . . . Ich will mich empfehlen . . . lerne die junge Dame wohl später gelegentlich kennen . . .“

Aber in diesem Augenblick öffnete sich bereits die Tür und Arm in Arm traten Wera und ihre Freundin ein.

„Da bring' ich dir Rätke, Mama . . .“ rief Wera.

Die Baronin, von Herzen gutmütig, streckte dem Besuch die Hand entgegen.

„Seien Sie herzlich willkommen, mein liebes Fräulein . . .“

Rätke Schuhmacher verbeugte sich und küßte der Baronin die Hand.

„Ich danke Ihnen, gnädige Frau . . . ich freue mich so sehr, einige Zeit bei Ihnen verleben zu dürfen.“

„Hoffentlich gefällt es Ihnen bei uns . . . darf ich Ihnen gleich Herrn von Reithardt, unseren lieben Gutsnachbar, vorstellen . . .“

Er verbeugte sich in etwas steifer Höflichkeit. Die

Erscheinung des jungen Mädchens hatte ihn überrascht. Schlank gewachsen, wie eine junge Birke, besaß die Gestalt Rätkens eine Bornehmheit, eine Anmut, die der derben Gestalt Weras abging. Dabei überstrahlten das feine Gesicht zwei große, seelenvolle blaue Augen und die weiße Stirn umkränzte ein Gewirr blonder Locken, das unter dem Strahl der Sonne wie flüssiges Gold aufleuchtete.

„Donnerwetter“, dachte Reithardt, „eine famose Erscheinung! Sieht gar nicht nach dem Doktormädel aus . . .“

Rätke hatte ihr mit einem leichten Neigen des Kopfes begrüßt, dann wandte sie sich wieder der Baronin zu. Wera dagegen fragte in ihrer ungenterten Weise Reithardt: „Wann kommt denn endlich diese Wegeverbesserung, Herr von Reithardt? — Jetzt kann man sich ja da Hals und Beine brechen!“

„Vor allem, wenn man so fährt wie Sie, gnädiges Fräulein“, entgegnete er ironisch lächelnd, „das kostet Pferdefleisch.“

„Unsinn . . .“

„Aber, Wera!“ ermahnte die Baronin.

„Ja, ich hab' mich aber auch scheußlich über diesen Weg geärgert“, fuhr Wera fort. „Im Sumpf kann man da stecken bleiben. Was soll Rätke von unseren Zuständen denken!“

„Nun, ich glaube, daß es darauf nicht ankommt“, sagte Reithardt mit einer gewissen Schärfe. — „Asphaltierte Straßen können wir hier nicht bieten . . .“

„Sie sind gewiß von der langen Fahrt ermüdet, liebes Fräulein“, unterbrach die Baronin das Gespräch, das heftig zu werden drohte, wie so oft, wenn Reithardt und Wera in einen Disput gerieten. Dann wollte keiner nachgeben: jeder verteidigte seine Ansicht auf Leben und Tod, und wenn auch Reithardt in den Grenzen der Höflichkeit blieb, so schenkte er doch seiner Gegnerin auch nichts, so daß diese meist ärgerlich das Gespräch abbrach.

So auch jetzt. Sie eilte auf Rätke zu und schlang den Arm um sie. „Verzeih“, daß ich gar nicht daran gedacht habe“, bat sie. „Komm, ich führe dich auf dein Zimmer, da kannst du dich ausruhen. . .“

„Ich bin durchaus nicht ermüdet, liebe Wera, möchte mich nur umziehen und vom Staube reinigen . . .“

„Ja, ja — komm nur — dein Zimmer ist bereit . . .“

„Sie gestatten, gnädige Frau . . .“ wandte sich Rätke an die Baronin.

„Gehen Sie nur, liebes Fräulein. In einer halben Stunde erwarte ich Sie zu einer kleinen Erfrischung . . . auf Wiedersehen.“

Rätke verbeugte sich, dann wand sie durch Wera davorgezogen. Die Baronin atmete auf, Reithardt lachte leise vor sich hin.

„Was sagen Sie zu der Freundin Weras?“ fragte die Baronin.

„Om — eine stattliche Erscheinung, dieses Doktormädel“, entgegnete Reithardt. „Das muß ihr der Reiz

*) Die Formel „Copyright by . . .“ wird vom amerikanischen Urheberrecht genau in dieser Form verlangt. Würden wir die Worte nicht in der englischen Sprache, die in den Vereinigten Staaten von Amerika die offizielle Staatssprache ist, setzen, so würde uns der amerikanische Urheberrecht verweigert werden und daraus uns und dem Autor ein großer wirtschaftlicher Schaden erwachsen.

lassen. Ihre Verbeugungen sind tadellos — scheint eine ganz gute Kinderstube gehabt zu haben.“

„Die Mutter soll eine vornehme Frau sein . . .“

„Schon möglich. Man trifft da oft sehr nette Damen — wir dürfen da nicht zu exklusiv sein, Gnädigste!“

„Das ist auch meine Ansicht. Rätthe Schuhmacher gefällt mir in der Tat sehr . . .“

„Mir auch“, meinte Reithardt lachend. — „Also auf Wiedersehen, Gnädigste . . .“ die Begeverbesserung bringe ich gleich in Ordnung.“

„Sieht man Sie Sonntagabend zu einer Tasse Tee?“

„Wenn Sie befehlen, komme ich gern. Was soll ein alter Junggeselle sonst mit seinen Sonntagen anfangen?“

„Wir werden eine Partie Bridge spielen . . .“

„Famos! Ich werde also die Ehre haben.“

Er küßte ihr die Hand und entfernte sich. Nachherlich sah die Baronin dem fortrollenden Wagen nach. Sie seufzte leise auf. Wie gern hätte sie den Freund noch näher durch ein innigeres Band an ihr Haus und ihre Familie geknüpft. Wenn Wera nur etwas lebenswürdiger gegen ihn sein wollte!

2.

Wera und Rätthe Schuhmacher spielten im Park von Radowitz Tennis. Die schmale, biegsame Gestalt Rätthes wurde durch das knappe Tenniskostüm vorteilhaft hervorgehoben; ihre Bewegungen waren schnell und anmutig im Gegensatz zu der verberren Wera. Mit schwärmerischer Liebe hing diese an der Freundin und freute sich, daß auch ihre Mutter eine aufrichtige Zuneigung zu dem schönen Mädchen gefaßt hatte. Ja, die Baronin ging soweit, daß sie Rätthe oft ihrer Tochter als Vorbild hinstellte, was sich Wera lachend gefallen ließ.

Und auch in der Gesellschaft, in die Rätthe natürlich eingeführt wurde, erregte sie allgemeine Bewunderung und Wohlgefallen.

„Man sollte es kaum glauben“, sagte die alte Gräfin Barnstorff, indem sie ihre Vorgnette auf Rätthe richtete, „daß die Freundin Ihrer Tochter, liebe Frau von Haidebrink, einem einfachen bürgerlichen Hause entstammt. Sie hat wirklich sehr gute Mäuren und sieht sehr gut aus.“

Die alte, fast achtzigjährige Gräfin Barnstorff war tonangebend in dem Kreise der adligen Gutsbesitzer, und dieses Urteil öffnete Rätthe sofort alle Häuser, in denen sie freundlich und liebenswürdig aufgenommen wurde. Nur einige altliche „junge Damen“, für die sich durchaus kein Ehemann finden lassen wollte, nimmten die Nase über die neue Erscheinung, die von den Herren — einerlei ob alt oder jung — umschwärmt wurde.

Wera freute sich über die Erfolge ihrer Freundin; sie hatten sich während eines gemeinsamen Pflegerinnen-Kurses im Augusta-Viktoria-Krankenhaus kennen gelernt und seitdem enge Freundschaft geschlossen. Ihr Wesen ergänzte sich gleichsam. Die derbe Wera, die oft ein burschikoses Wesen zur Schau trug, schloß sich innig an die sanfte, stille und doch zielbewusste Art Rätthes an, und wie die äußeren Erscheinungen in ihrer Eigenart ein harmonisches Bild ergaben, so auch ihre Charaktere.

Was aber Rätthe selbst anbelangte, so fühlte sie sich sehr wohl in der neuen Umgebung. Die Verhältnisse ihrer Mutter waren nicht glänzend; wenn nicht die Unterstützung ihres ältesten Sohnes ihr geholfen hätte, würde öfter sogar Mangel in dem kleinen Haushalt eingetreten sein, zumal ihr zweiter Sohn, der noch zu Lebzeiten des Vaters Offizier geworden war, einer, wenn auch kleinen Zulage bedurfte. Jetzt war er zur Kriegsakademie kommandiert.

Diese drückenden Verhältnisse lasteten oft schwer auf Rätthe. Sie war eine stolze, großartige Natur, die sich schwer in die kleinen Verhältnisse schiden konnte, die nach dem Tode ihres Vaters eingetreten waren. Wenn sie sich auch gedulbig in das enge Leben in ihrem mütterlichen Hause fügte, so sehnte sie sich doch heimlich

nach einem Leben, das frei von den alltäglichen Sorgen war. Die Großstadt, in der sie selbst sich ihr Taschengeld und Toilettenzettel verdienen mußte, liebte sie nicht; die freie Natur, das Leben auf dem Lande, das war ihre Sehnsucht.

Gier auf Radowitz ward ihr das alles geboten. Gier sah sie sich umgeben von Reichtum und einem Leben, frei von diesen drückenden Sorgen. Sie konnte froh und frei aufatmen; sie fühlte sich wohl und glücklich und hegte den heimlichen Wunsch, in solcher Umgebung stets leben zu können.

Der Tennisplatz lag an der Seite des Parkes, an der die Landstraße vorüberlief. Eine hohe Hecke trennte Park und Straße. Einige alte Bäume warfen ihren Schatten auf den Platz. Oben hatte Rätthe einen scharfen Ball meisterhaft zurückgeschlagen, als eine tiefe, etwas knarrende Mannesstimme von der Straße her überrief:

„Bravo, gnädiges Fräulein! Ein famoser Schlag!“

Die beiden Mädchen schauten überrascht nach der Straße. Jenseits der Hecke hielt ein hoher Jagdwagen mit zwei starken Trakehnen bespannt, deren Bügel ein Herr in einem graugrünen Jagdanzuge hielt, während der Kutscher in einer einfachen Vivree auf dem Rücksitz saß mit Gewehr und Patronentasche auf den Knien.

„Herr von Reithardt!“ rief Wera. „Woher kommen Sie so früh?“

„Von einem Jagdausfluge, meine Gnädige“, entgegnete er, höflich den grünen, mit Auerhahnfedern geschnittenen Hut lüftend. „Ich habe die Damen doch nicht erschreckt?“

„So leicht sind wir nicht zu erschrecken“, gab Wera lachend zurück. „Wollen Sie nicht hereinkommen? Mama erwartet Sie schon seit einigen Tagen. Sie möchte Ihren Rat einholen . . .“

„Da muß ich allerdings um Verzeihung bitten, daß ich mich solange nicht sehen ließ. Wenn ich nicht fürchten muß zu stören, stelle ich mich gern zur Verfügung.“

„Na, dann kommen Sie nur. Ich werde Sie bei Mama anmelden.“

„Besten Dank, gnädiges Fräulein! . . . In fünf Minuten bin ich bei Ihnen . . .“

Er zog die Bügel an, schnalzte mit der Zunge und wendete, um die Einfahrt des Hofes zu erreichen.

„Komm, Rätthe“, sagte Wera und schob die Hand unter den Arm der Freundin, „wir wollen Mama den Besuch des Neuhefers anmelden. Wie findest du übrigens Herrn von Reithardt?“ fragte sie im Fortschreiten.

„Nun“, entgegnete Rätthe lächelnd, „er scheint mir ein kluger, aber auch von sich ein wenig eingenommener Herr zu sein.“

„Da hast du recht. Mama hat ihn zu sehr verwöhnt.“ (Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

Diese ist eine Frucht, welche von selbst reift, auch ohne Sonnenschein. James.

Frankreichs geistige Rüstung zum Kriege

In der ungeheuerlichen europäischen Verschwörung gegen Deutschland, aus der der Weltkrieg notwendig entstehen mußte, standen als Machtfaktoren Englands Flotte und Rußlands Heere über der wohl am wenigsten vorbereiteten französischen Armee; aber die geistigen Waffen zu diesem Kampf hat doch in erster Linie Frankreich geschmiedet, wo schon seit Jahren das Arsenal für all die giftigen Verleumdungen geschaffen wurde, die man nach Ausbruch des Kriegs gegen die „deutschen Barbaren“ schleuderte. Jene beispiellosen Schmähungen und Verunglimpfungen, die uns mit so viel Empörung und Verwunderung erfüllen mußten, sie waren bereits seit einem Jahrzehnt in der französischen Literatur aufgetaucht, standen sogar in Werken, die nur der strengen Forschung dienen wollten. Dies legt der bekannte Marburger Romanist

Professor Eduard Wechsler in einem demnächst bei Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Buch „Die Franzosen und wir“ dar, in dem er den Wandel in der Schätzung deutscher Eigenart in Frankreich seit 1871 betrachtet. Es ist durchaus nicht richtig, daß die Franzosen nach ihrer Niederlage 1870 die Hochschätzung, die sie vorher für die Bildung und Kultur Deutschlands gehegt hatten, aufgaben. Die Besten der Franzosen konnten dem Sieger ihre Anerkennung nicht versagen, und das Wort, das Renan nach Sedan sprach: „Ja, die Deutschen sind ein Volk von höherer Art als wir!“ fand Widerhall. Bis in den Anfang des 20. Jahrhunderts blieben deutsche Philosophie, deutsche Unterrichts- und Heerwesen das, wenn auch ungern, bewunderte Vorbild. Erst seit dem Marokkotreit erfuhren die französischen Anschauungen über Deutschland einen vollkommenen und jähen Umschwung. Als das Kriegsfieber zuerst 1906 und dann heftiger 1911 ganz Frankreich erfaßte und zu einer Einheit zusammenschmiedete, da reifte eine neue Jugend heran, die, um das Jahr 1890 geboren, den Krieg nur noch vom Hörensagen kannte und zum leidenschaftlichen Träger des französischen Kriegswillens wurde.

Überraschend schnell vollzog sich eine völlige Abkehr von den Idealen des republikanischen, irreligiösen, ästhetisierenden Frankreichs. Die jungen Leute erkannten in der Kirche das beste Vorbild einer durch Ordnung und Zucht zusammengehaltenen Gemeinschaft, wandten sich allen Leibesübungen zu, um nicht im Genuß zu verweilen, schwärmten für Königtum und wurden durch die Erfolge der Kolonialkriege zu Heldentaten begeistert, glaubten in der Fliegerkunst, die sie für eine französische Ruhmestat ansahen, das Mittel zum Sieg gefunden zu haben. Bezeichnend für diese Stimmung ist das kurz nach Agadir erschienene Buch „Die Wiedergeburt des französischen Stolz“ von Etienne Reu, das einen trunkenen Hymnus auf Frankreichs Größe darstellt. Während man sich so mit Eigenlob berauschte, redete man sich immer mehr in eine maßlose Unterschätzung Deutschlands hinein, obwohl Kenner des deutschen Wesens, wie Romain Rolland, Henri Dichterberger oder Jules Huriet, die Größe und Stärke des neuen Deutschlands immer wieder betonten. Frankreich geriet auch die Bande gemeinsamer wissenschaftlicher Arbeit, die uns Deutsche mit ihm verknüpften. Der schon von Bourget begonnene Kampf gegen die deutsche Philosophie, besonders Kant, wurde heftiger geführt; als „ein Gift für die französische Intelligenz“ beschimpfte man die deutsche Weltweisheit und erklärte das Eindringen der Romantik in Frankreich für ein nationales Unglück, das die Deutschen über die „große Nation“ gebracht hätten. Für diesen Geist des Deutschenhafes in der französischen Wissenschaft ist charakteristisch, daß Louis Renaud in einem 1913 erschienenen gelehrten Werk über die friedliche Aufnahme der ritterlichen Bildung Frankreichs an den deutschen Höfen des Mittelalters sich in wüsten Schmähungen gegen die deutsche Kultur ergeht und für die deutschen Krieger und deutschen Frauen Ausdrücke gebraucht, wie wir sie dann später in englischen und belgischen Zeitungen während des Kriegs wiederfanden. Auch die während des Kriegs immer wieder aufgetauchte Sage von den „zwei Deutschland“ hat in Frankreich ihre Ausprägung erhalten. Das verträumte alte Deutschland der Romantik wird dem angeblich materialistischen und eroberungsgierigen Deutschland von heute gegenübergestellt. Dies tut Ernest Renan in seinem kurz vor dem Krieg erschienenen Buch „Die beiden Deutschland“; er ruft hier sein Volk zum nahen Kampf der Waffen auf und glaubt, das nicht besser tun zu können, als indem er die Sängere der deutschen Freiheitskriege, Ernst Moritz Arndt und Theodor Körner, zitiert. Der Lothringer Maurice Barrès schürt in seinem elsässischen Roman den Haß, sucht das deutsche Wesen lächerlich zu machen und reizt zum Völkerringkampf an den Vogesen auf. So waren die geistigen Waffen des Hasses und der Verleumdung von der französischen Literatur besonders in den letzten 10 Jahren geschmiedet, und die Verbündeten Frankreichs brauchten ihre Giftpfeile des Wortes nur aus diesem Vorrat zu entnehmen. Das Erwachen freilich ist schmerzlich. „Ganz anders“, sagt Wechsler, „urteilen über uns Deutsche neuerdings, seit den Erfahrungen dieses Kriegs, die Männer, die mit Überlegung das Feuer entzündet haben. Wie die Tageszeitungen melden, kehrt den denkenden Franzosen langsam die Erkenntnis wieder, daß deutsche Art, da wo sie freie Neigung nicht gewinnen kann, doch Achtung und Anerkennung machtvoll sich erzwingt.“

Aus der Kriegszeit.

Die Preissteigerung in der Kohlen- und Eisenindustrie der Alliierten. Die durch den Krieg geschaffenen Einschränkungen und Verschiebungen auf dem Weltmarkte haben naturgemäß eine Preissteigerung der Roh- und Industrieprodukte herbeigeführt. Ganz besonders sind jene Artikel im Werte gestiegen, die von der Kriegsführung stark beansprucht werden; Kohle und Eisen sind hier an erster Stelle zu nennen. In wie starkem Maße gerade die Alliierten in dieser Hinsicht betroffen wurden, ist einem aus statistisch unanfechtbaren Material schöpfenden Artikel im nächsten Heft der „Grenzbote“ zu entnehmen. Nach den Angaben der genannten Zeitschrift sind in Großbritannien die Preise der gebräuchlichsten Steinkohlen im Zeitraum eines Jahres um 75 Proz. gestiegen. „Noch beträchtlicher“, heißt es weiter, „war die Preissteigerung im Ausfuhrgeschäft. Nach Mitteilungen des „Economist“ stiegen in der Zeit vom 1. Januar 1915 bis zum 1. Juli 1915 die Preise für beste Northumberland-Kesselskohle von 12 Schilling 8 Penny auf 20 Schilling, für Durham-Gastkohle von 12 Schilling 6 Penny auf 20 Schilling, für Giesekohlens sogar von 19 Schilling auf 37 Schilling. Der enorme Hochgang der Kohlenpreise in England wird auch durch den Ende Juli 1915 in der dritten Lesung im englischen Unterhause angenommenen Gesetzentwurf zur Feststellung der Steinkohlenpreise bestätigt. Die Steigerung der Kohlenpreise bedingte nicht zuletzt das Heranwachsen der Preise für Eisen und Metall.“ Um nur eines der vielen hier angeführten Beispiele zu nennen, sei festgestellt, daß der Preis der englischen Stahlschienen Ende Juni 1915 160 Schilling gegen 120 Schilling im Vorjahre betrug. „Die Ursachen für diese teilweise ganz beträchtliche Preissteigerung sind verschiedener Natur. Nach dem Bericht des englischen Staatssekretärs des Innern entzog die Restrukturierung der englischen Kohlenindustrie über 190 000 Arbeiter; die Folge war eine Verminderung der Produktion um drei Millionen Tonnen oder 13½ Proz. in den ersten sieben Monaten des Krieges. Hierzu kommt dann noch der Verlust durch die überaus starke Streikbewegung der englischen Arbeiterschaft. Nach einer Schätzung der „Daily Mail“ betrug der Ausfall der Kohlenförderung infolge des Streiks im Juli 1915 über 100 000 Tonnen täglich oder ungefähr eine Million Tonnen in der Woche. Nicht unbeträchtlich auf die Preissteigerung haben weiterhin die notwendigen ständigen Lohnzulagen gewirkt. Die Unzulänglichkeit der englischen Kohlenherzeugung wird auch durch die großen Schwierigkeiten, die der Kohlenausfuhr seitens der englischen Regierung gemacht werden, bewiesen. Dies ist aber für die englische Volkswirtschaft von tief einschneidender Bedeutung, denn die aus der Kohlenausfuhr sonst fließenden Einnahmequellen werden verfallen. Bekanntlich spielt ja der englische Kohlenreichtum eine große Rolle für den Weltmarkt, der die Hauptquelle englischen Wohlstandes ist und für die Schifffahrt in allen Weltteilen.“ Noch schlechter ist es mit den entsprechenden Verhältnissen in Frankreich bestellt: „Nach Pariser Mitteilungen von Anfang Mai 1915 ist der Preis für die Hausheizungskohle um 50 Proz. gestiegen. In anderen Städten, wie beispielsweise in Bordeaux, war der Preisgang aber ein noch beträchtlich stärkerer. Die Kohlennot in Frankreich wird durch die Maßnahmen und Vorschläge der französischen Behörden illustriert. Schon Mitte April 1915 hat die französische Regierung im „Journal Officiel“ ein Dekret veröffentlicht, wonach die Kohleneinfuhr von allen Ausgangszöllen und Transportsteuern befreit wird. Die entscheidenden Umstände für die ganz gewaltige Preissteigerung von Kohle, Eisen und Metall in Frankreich sind verschiedenartig. So bezieht Deutschland zurzeit gerade diejenigen Teile Frankreichs, die für dessen wirtschaftliches Leben ausschlaggebend sind. Von der französischen Kohlenförderung sind 6,8 Proz., von der Koksherzeugung 78,3 Proz., von der Eisenerzeugung 60 Proz., von der Stahlerzeugung 76 Proz. im deutschen Besitz. Von Belgien, dessen Kohlenförderung und Eisenindustrie völlig unter deutscher Kontrolle stehen, ist Frankreich die Zufuhr abgeschnitten.“ Über die Preissteigerung in Rußland heißt es dann weiter: „Aus Berichten von Wirschewitsch Wjedomostki stiegen seit Kriegsausbruch bis Juli 1915 die Preise für Steinkohlen in Petersburg um 66 Proz. Der Kohlenmangel in Rußland verursachte

nach Meldungen des „Nietzsch“ vom 13. April 1915, daß viele Industrien aufhören mußten, so besonders die Tanganroger Metallurgische Fabrik. Beträchtlicher noch wie bei der Kohle war die Steigerung der Preise beim Eisen und Metall. Dabei machte sich der Mangel an Eisen überall bemerkbar. Wie in Frankreich, so wird auch in Rußland die Produktion von Kohle und Eisen durch die Besetzung russischer Gebiete von den deutschen Truppen wesentlich beeinflusst. Bis zu Anfang März 1915 waren allein schon in diesem Besetzungsgebiete 65 Proz. der russischen Kohlenförderung im deutschen Besitz. Auch Italien leidet unter einem ständig sich steigenden Kohlenmangel: „Ursache der steigenden Kohlenpreise in Italien, die wiederum eine Steigerung der Eisen- und Metallpreise bedingen, ist der Hochgang der Preise in England, auf welches Italien in der Kohlenfrage in der Hauptsache angewiesen ist.“ Weitens besser steht es, wie zum Schluß angeführt wird, mit den Zentralmächten. Die Preissteigerungen von Kohle und Eisen, die natürlich auch bei uns — wie in der ganzen, auch neutralen Welt — festzustellen sind, bewegen sich in durchaus gesunden Grenzen. Hierbei fallen der neue Besitz ausländischer Produktionsgebiete sowie die Tatsache, daß Deutschland einen Teil des bisherigen englischen Ausführgebietes für sich zu gewinnen wußte, besonders vorteilhaft ins Gewicht.

Das Pferd im Weltkrieg. Man hat vielfach angenommen, daß die technischen Hilfskräfte, über die wir in diesem Kriege verfügen, das Pferd sozusagen außer Konkurrenz setzen würden. Wie wenig dies aber der Fall ist und eine wie wichtige und bestimmte Rolle das Pferd auch im heutigen Kriege spielt, beleuchtet ein interessanter Artikel von Bezirksarzt Reuter im „Prometheus“. Vielleicht ist das Pferd in seinem militärischen Rang gewissermaßen degradiert worden. Seine Bedeutung als Kampfpferd tritt heute zurück gegenüber seiner Verwendung in den verschiedensten Zweigen des Kriegsdienstes. Über die Anforderungen, die an seine Kriegstüchtigkeit gestellt werden, sind damit nicht verringert, eher gesteigert worden. Bei einzelnen Kolonnen des 8. Reserve-Armee-Korps z. B. waren die Pferde, wie Professor Oberlein von der Tierärztlichen Hochschule in Berlin in den „Monatsheften für praktische Tierheilkunde“ erzählt, vom 18. August bis Ende September nicht an einem einzigen Tage unter Dach gekommen, sondern mußten unausgeseht und bei jedem Wetter bivouakieren, lediglich mit einem Wollack ausgestattet. Dabei hatten diese Tiere oft große Strecken, nicht selten 60–70 Kilometer pro Tag, zurückzulegen. Trotzdem war der Ausfall infolge Überanstrengungen verhältnismäßig gering. Es muß dabei noch hervorgehoben werden, daß es sich hier nur um ausgehobene Zivilpferde handelte, die vorher selten nur als Reitpferde, sondern meist als Arbeitspferde schweren Schlages für Brauerei-, Spedition- oder Geschäftswagenbetrieb Verwendung gefunden hatten. Aber nicht minder ungewöhnliche Kriegseinstellungen von Pferden berichtet auch Stabsveterinär Rembisch in der „Zeitschrift für Veterinärkunde“. Nach seinen Erfahrungen hat sich besonders das Pferd der eblen ostpreussischen Zuchttrichtung ganz hervorragend bewährt, trotzdem Gewaltmärsche von 75–100 Kilometer von diesen Tieren verlangt wurden und obwohl die Unterkunftsverhältnisse meist sehr ungünstig waren. Am leistungsfähigsten waren die Tiere im Alter von 8 bis 15 Jahren, weniger die 5- bis 7-jährigen Pferde. Ganz besonders hat sich auch das österreichische Kriegspferd in diesem Feldzuge ausgezeichnet, vor allem das jetzt erst neuentdeckte unermüdbare ruthenische Bauernpferd. Während so die Kriegstüchtigkeit der Pferde ungeheuer gewachsen ist, nehmen auf der andern Seite auch die Verluste an Kriegspferden durch die ständig mit neuen Verbesserungen durchgeführten sanitären Maßnahmen immer mehr ab. Jeder Kavalleriedivision sind Pferdedepots, Sammelstellen und Lazarette für Pferde angegliedert. Bei der Seuchengefahr werden verdächtige Tiere isoliert. Die gesamten Einrichtungen sind ähnlich wie die für die Soldaten organisiert. Pferde, die voraussichtlich über drei Wochen invalide sein werden, kommen in die Etappen. Für Kriegsdienstuntaugliche, sonst aber noch brauchbare Pferde werden in die Heimat geschickt, während man früher mangels einer entsprechenden Organisation solche Tiere töten mußte. Ja selbst die wirtschaftliche Verwertung getöteter, oft auch gefallener Pferde, insbesondere der Pferdehäute, ist in den Sammelstellen vorgesehen, die selbst eine technische Fleischbeschaustelle besitzt, um so auch die nützlichen Nährwerte verwenden zu können. Auch durch eine geschickte Verteilung pferdefundierter

Fachleute, wie der Hufschmiede und Veterinär-Offiziere, lassen sich viele Schäden gleich im Felde beheben. Durch sachkundige Behandlung, z. B. beim Hufbeschlag, kann ja vielen Krankheiten und Verletzungen von vornherein vorgebeugt werden. Bring Friedrich Karl soll im Kriege 1870 einmal gesagt haben: „Ein guter Hufschmied sei ihm lieber für das Feld als ein tüchtiger Tierarzt.“ Wie ausschlaggebend für das Heil einer Truppe das leistungsfähige und in sofortiger Bereitschaft stehende Pferdmaterial sein kann, zeigt folgender Fall auf dem östlichen Kriegsschauplatz: Ein ganzes deutsches Armeekorps war von den Russen fest eingeschlossen. Ein Artillerieoffizier, der die Lage überblickte, gab Befehl, alle verfügbaren Kanonen im stärksten Galopp auf eine bestimmte Höhe in wenigen Minuten aufzufahren, um sofort eine furchtbare Feuer geben zu können. Dadurch gelang es, den Rückzug der Armee zu decken und den Feind noch obendrein zu schädigen, ehe er die Möglichkeit hatte, selbst einzuschreiten. Gerade die Erfahrungen dieses Krieges zeigen, daß wir, wie in manchen anderen Dingen, so auch in der Beurteilung unseres Pferdmaterials dem Auslande gegenüber zu bescheiden waren. Nach Aussagen von Offizieren kann man unsere Halbblutpferde für militärische Zwecke über die teuren importierten englischen und irischen Pferde stellen, und es ist demnach zu erwarten, daß der bisher getriebene Kult mit den ausländischen Pferden nach dem Kriege kaum wieder aufleben wird.

Die italienischen Truppen in Erwartung des Winters. Der Bundesgenosse der Österreicher im Kampfe gegen die Italiener, der Winter, beginnt sich bereits im Kriegsgebiet der Alpen anzukündigen. Das Herannahen dieses der Offensivkraft der italienischen Truppen lähmenden Gegners schildert der Kriegsberichterstatter des „Temps“, Jean Carrère, seinem Blatte: „Langsam schwinden Sonne und Hitze aus dem Reich der italienischen Stellungen. Die Nächte werden merklich länger und kälter. „Nun kommt der Winter“, sagen die Leute, „der Winter, dem niemand Widerstand leisten kann, dem man nachgeben muß!“ Ja, hier spricht man wahrhaftig allen Ernstes bereits vom Winter. . . . Noch ist er nicht mit seiner ganzen Macht erschienen; doch man fühlt ihn bereits um die Vorposten schleichen, gleich einem Gegner, der im Sicherheitsgefühl seiner Kräfte sich zum Sprunge duckt. In den oberen Regionen bedeckt er das Gestein mit weißen Schneeflecken, die von Tag zu Tag an Ausdehnung gewinnen. Er ist im Wind, der durch die Schluchten weht. Er brüllt in der Tiefe, in dem Gebraus der immer mehr anschwellenden Gebirgsbäche und erneuert jede Nacht, wenn sein Feind, die Sonne, verschwunden ist, seine Drohungen. Morgen wird der Tag sicherlich wieder warm und klar sein, wie die vorhergehenden, doch abends plötzlich drängt der Winter sich wieder in das vielgeplagte Gebiet. Bis der Tag kommen wird, an dem die Mäste die Berge und Täler in ihr großes Schneegefängnis einschließen wird. Und dieser Augenblick ist nicht mehr fern: in wenigen Wochen, vielleicht schon in Tagen, ist er zu erwarten. Monate werden die italienischen Soldaten, die zumeist aus sonnig-warmen Gegenden stammen, in dieser Last von Eis und Schnee zubringen müssen. Und eine große Anzahl dieser Leute kennt die Berge nur vom Sehen! Ein neuer Feind wird zu bekämpfen sein, gewaltig und allgegenwärtig: der Winter. In ganz Italien arbeitet man, um die Truppen für diesen neuen Kampf zu rüsten. Die Industrien in den Städten sind in Tätigkeit, um Wollfächer und sonstige Schutzgegenstände zu verfertigen und zur Front zu senden. Doch nirgends merkt man die Vorbereitung zum Streit gegen die kalte Jahreszeit so sehr wie hier im Kriegsgebiet selbst. Überall auf den Bergstraßen begegnet man Trupps von Männern mit Schaufeln und Spaten. Neue Wege werden mühselig angelegt. Endlose Rinderherden werden die Gebirgspfade emporgetrieben. Feu in ungeheuren Mengen wird zu den Höhen transportiert. Für wen sind die neuen Straßen? Für den Winter. Für wen die Viehherden? Für die Soldaten, die auf den Höhen überwintern müssen. Wohin wird das Feu gebracht? In die gedeckten Verlager, in die Gärten, die das Schlachtvieh aufnehmen müssen. Wohin man kommt, wen immer man fragt, stets hört man dieselbe Antwort: „Es ist für den Winter.“ Doch oben, wo die Abshausen und die Artilleriebatterien, müssen die Truppen out harren, eingeschlossen von dem mächtigen Feind, den Winter. . . .“